

## BIST DU BEREIT?

### *Ulungile?*

Meine Füße tun mir weh, Dezember ist immer der furchtbarste Monat im Einkaufszentrum, überall das gleiche. Lange halte ich das nicht mehr aus. Wo ist ein Klo? Ich muss einfach ... und zwar jetzt!

Aber manchmal müssen wir auf die einfachsten Dinge im Leben warten, so wie ich jetzt in diesem Shopping-Center.

Flashback: Mein zweiter Schultag. Ich: ein kleines Mädchen, nicht mal sieben. Ich war damals noch in unserem Dorf auf dem Land. Die bescheidene Kirche aus Lehm diente in der Woche als Klassenraum. Ich meldete mich, hielt meine Hand hoch in die Luft und rief verzweifelt: »*Nceda* ... bitte, schnell!«

Leider waren da noch etwa dreizehn oder vierzehn andere Hände ganz oben. Ich war lange nicht so groß wie die meisten anderen. So geschah das Unvermeidliche: Als unsere Lehrerin, Frau Bam, endlich bei mir ankam, hatte sich bereits eine kleine Pfütze gebildet. Der aus Lehm und Kuhdung gestampfte Fußboden unter meinen Füßen wurde erst klebrig und dann glitschig. Du lieber Gott!

Frau Bam wies mich unter dem schallenden Gelächter der rund sechzig anderen Kinder zurecht:

»Lerne dich zu kontrollieren, Nana! Kontrolle! Darum geht es. Du musst dich eher melden. Und deine Hand höher in die Luft halten, viel höher, Nana!«

Aber ich weinte nur noch, weinte und weinte. Frau Bam nahm mich mit zum Büro des Schulleiters und ließ mich dort allein. Stundenlang. Ich schlief dann ein und wurde erst wieder wach, als Mama kam, um mich abzuholen.

Hier im Einkaufszentrum entschieße ich mich, stark zu sein, und schließe die Augen. Aber es klappt nicht. Auch nicht, als ich an die wunderschönen grünen Felder in der Nähe *Mpozisas*, meiner Heimat im Ostkap, denke. Ich halte meine Augen offen. Ich kneife mich. Aber all das hilft nur wenig, die Aufmerksamkeit von meiner vollen Blase abzulenken. »Kontrolle!«, befehle ich mir.

Das würde sicher besser funktionieren, wenn Agnes bei mir wäre.

Endlich habe ich den Anfang der langen Schlange erreicht und stehe direkt vor der Kasse. Meine Beine zittern.

»Bar oder mit Scheckkarte?«, strahlt die beleibte Frau hinter der Kasse mich mit breitem Lächeln an.

Sie muss hier neu sein. Die anderen Kassiererinnen kennen mich inzwischen schon beim Vornamen. Auch Agnes kennen die meisten.

Immer wenn Agnes hier einkauft, bringt sie ihnen ein neues Wort in *Shona*, ihrer Muttersprache, bei. Darüber wird gelacht, denn die meisten hier sprechen *Xhosa* untereinander – und nur mit Kunden oder Vorgesetzten Englisch.

Schon zigmal bin ich nun hier gewesen, um immer etwas von dem noch ausstehenden Betrag für die neuen Schuhe abzuzahlen. Heute werde ich sie endlich mitnehmen können.

»Ich zahle den Rest heute bar!«, antworte ich stolz.

Die Kassiererin starrt endlos lange auf den Bon, auf dem steht, wie viel schon bezahlt wurde und was noch aussteht. Es ist nicht zum Aushalten ... jetzt verschwindet sie mit dem Bon auch noch durch die Tür hinter der Kasse.

Endlich, endlich kommt sie zurück. Ich drücke ihr die vierzig Rand in die Hand, packe den Schuhkarton und renne aus dem Laden.

In den öffentlichen Toiletten sind alle Damenklos besetzt. Natürlich!

»Geh doch ins Männerklo!«, ruft mir eine ältere Putzfrau zu, die mich, auf ihrem Mopp gelehnt, beobachtet hat.

»Jetzt schau mal, hier sind sogar noch drei Frauen vor dir dran!«, fährt sie fort. Sie ist eher klein und trägt einen blauen Overall.

»Wirklich?«, entgegne ich, einer Panik nahe. »Komm ruhig!«, sagte die Putzfrau resolut. »Ich gehe mit dir.«

Bei den Männern stehen vier Jungs in einer Reihe vor den Urinalen.

»Und Mark, wie geht's sonst so?«, fragt der ganz links außen. Wer von denen ist Mark? »Alles easy!«, ruft der, der rechts außen steht.

Während sie sich unterhalten, schauen alle demonstrativ an die Decke. Ich muss grinsen, sie achten so sorgsam darauf, nicht mal zufällig auf den Schwanz des anderen zu gucken

In die erste Kabine gehe ich nicht, die Brille ist gelb. In der zweiten stinkt es zum Übelwerden, und ich hebe den Deckel erst gar nicht hoch. Die dritte Kabine riecht nur nach Zigarettenqualm, damit kann ich leben, aber sie lässt sich nicht abschließen. In der vierten sind alle Wände beschmiert mit obszönen Bildern. Inzwischen sind Mark und seine drei Freunde fertig

und gehen raus, natürlich ohne sich die Hände zu waschen. Die Putzfrau sieht ihnen nach und schüttelt nur den Kopf.

Ich schaue noch schnell zur letzten und fünften Kabine, aber die ist abgeschlossen. Also zurück zu Nummer vier, was soll's. Eigentlich will ich mir die Kritzeleien nicht anschauen und schon gar nicht die widerwärtigen Sprüche lesen, tue es dann aber doch, irgendwie.

»Alles okay, *skat*<sup>1</sup>?«, höre ich die Putzfrau fragend vom Eingang her rufen.

»Super!«, antworte ich. »Können Sie eben warten, bis ich wieder draußen bin?« Was für eine Erleichterung.

Einen Moment später wasche ich mir die Hände und lächle meiner Lebensretterin im Spiegel zu.

»Ihr Namensschild ist verkehrt herum«, sage ich freundlich.

»Du merkst auch alles!«, strahlt sie zurück und bricht in Lachen aus.

Dann erklärt sie mir prustend: »Ich bin nämlich clever! Es gibt doch immer wieder diese Typen, die sich beschwerten, wenn irgendwas nicht hundertprozentig ist, Klopapier fehlt oder jemand danebengemacht hat. Manche schreien mich sogar an. Früher habe ich mich entschuldigt und bin dann sofort los und habe gewischt und geputzt. Aber jetzt ...« Sie muss schon wieder lachen.

»Manche drohen mir, dass sie mich beim Aufseher melden wollen. Aber dann können sie mein Namensschild nicht lesen, nur wenn der Aufseher kommt, einmal die Woche, dann muss ich es natürlich richtig herum tragen. Gut, nicht?«

1 *Skat* = Afrikaans für Schatz, liebevolle Ansprache. Andere kursiv gedruckte Worte, die nicht im Text erklärt sind, können im »Kleinen Wörterbuch« am Ende nachgeschaut werden.

»Ja«, antworte ich überzeugt: »Gut, dass Sie wissen, wie man sich durchsetzt.« Aus Spaß verdrehe ich meinen Kopf, so weit ich kann, und es gelingt mir nun doch, ihren Namen zu entziffern. »Ich hoffe, Sie werden einmal hundert Jahre alt, Frau Manenberg!«

»Bestimmt nicht!«, lacht sie zurück.

Ich will nur noch so schnell wie möglich raus aus diesem Shopping-Center voll gehetzter und unfreundlicher Kunden.

Beim Hauptausgang kommt es immer zum Gedrängel, all die ungeduldigen Menschen, die alle gleichzeitig hinauswollen. Das erinnert mich an die Schafe meiner Großmutter, meiner geliebten *Makbulu*, im Ostkap. Auch die wollten immer alle gleichzeitig durchs Tor, wenn ich sie morgens aus dem *Kraal* auf die Weide ließ.

Plötzlich rempelt mich ein kräftiger Mann an. Statt sich zu entschuldigen, greift er fester nach seinem Einkaufswagen und schimpft los: »Bist du bescheuert, Mann?«

Dann schaut er abschätzig an mir hinab und motzt weiter: »Was bist du überhaupt – ein Junge oder ein Mädchen? Außerdem hast du keine Augen im Kopf, du musst doch gucken, wo du langgehst!« Er schimpft so laut, dass man fast Angst bekommen könnte.

Erst jetzt sehe ich das dünne Mädchen, etwa mein Alter, das sich hinter ihm an seinem Hemd festhält. Sie ist barfuß und trägt einen knallgelben Minirock. Seine Tochter?

Ich bin noch sehr glücklich mit meinen neuen Schuhen und außerdem grinse ich immer noch innerlich über Frau Manenberg. So ein ungehobelter Angeber mit seinem übervollen Einkaufswagen wird mir doch nicht den Tag verderben. Also sage nur kurz: »Sorry ...«, und gehe einfach weiter.

Sobald ich zuhause bin, muss ich Agnes davon erzählen.

Es gab mal eine Zeit, da war ich todunglücklich, wenn mich jemand für einen Jungen hielt. Ich fragte mich dann: »Bin ich wirklich so hässlich?«

Was für ein Quatsch. Dabei gibt es echt gut aussehende Jungs. Ich hätte den Typen lieber fragen sollen: »Und was verstecken Sie in Ihrer Hose? Was sind Sie denn eigentlich – ein Mann oder eine Frau?« Wahrscheinlich hätte er mich zusammengeschnitten. Aber eines Tages werde ich stark genug sein für eine echt gute Antwort. Zumindest das. Auch wenn ich danach schnell rennen muss.

Junge oder Mädchen? Mädchen oder Junge? Warum hat er mich nicht nach meinem Namen gefragt? Heute lasse ich mich nicht mehr so einfach niedermachen ...

Aber es ist nicht leicht, glücklich zu sein, solange mich so ein unwichtiger Mist doch immer wieder wütend macht. Ich nehme mir vor, mir mehr zu überlegen, was ich wirklich nahe an mich herankommen lassen will und was nicht. Über manches sollte ich einfach nur lachen, das würde vieles leichter machen. Manche Dinge sind einfach komisch, ich muss nur die Komik sehen – und dann darüber lachen. So wie über den starken Mann mit dem vollen Einkaufswagen und seine ängstliche, barfußige Tochter.

Ich träume davon, irgendwann nur noch die Dinge zu tun, die ich wirklich gern mache, jeden Tag. Ich werde lernen zu fliegen, höher und höher, um Ausschau zu halten nach Orten und Gegenden, nach Ländern und Städten, wo ich einfach nur ich selbst sein kann. Auch wenn es vielleicht nur Inseln sind. Irgendwo muss es sie geben in dieser Welt!

Endlich erreiche ich die Haltestelle der Kleinbusse, meinen Schuhkarton immer noch fest unterm Arm. Während ich noch

mit den anderen Passagieren darauf warte, einsteigen zu können, fällt mir ein Mädchen auf, das hinten im Bus sitzt. Ich kann meinen Blick gar nicht von ihr lösen. Obwohl sie ihr Gesicht zum größten Teil mit einem Taschentuch bedeckt hat, kann ich doch erkennen, wie hübsch sie ist ...

Was macht sie unter dem Taschentuch? Weint sie? Lacht sie? Möchte sie nur ein unhöfliches Grinsen verbergen? Ich stelle mir vor, dass sie ihr Lachen kaum unterdrücken kann. Die stämmige Frau, die in der Reihe vor ihr sitzt, redet laut, sie redet und isst und schwatzt ohne Pause.

Vielleicht ist das hübsche Mädchen hinter ihr ihre Tochter und einfach müde vom Dauergeschwätz ihrer Mutter. Oder sie treibt irgendwo zwischen Wachsein und Schlaf einfach so vor sich hin. Vielleicht ist sie auch schon eingeschlafen und träumt von einem Land, in dem nur freundliche Menschen leben? Wo selbst so ein Kerl wie der mit dem Einkaufswagen lächeln würde.

Ich bin keine Idiotin, ich weiß, dass das Leben nicht nur sonnig und voller Lächeln ist. Vielleicht ist das Mädchen unter dem Taschentuch ja auch müde vom vielen Weinen, weil ihre Mutter sie gescholten hat? Oder ihr Freund sie verlassen hat? Oder weil sie einsam ist ... und jemanden sucht, dem sie vertrauen, mit dem sie reden kann?

Vielleicht kann ich ja etwas von meiner Freude mit ihr teilen: Gerade habe ich doch meine wunderschönen neuen Schuhe abholen können, für die ich so lange gespart hatte! Agnes ist so lieb. Sie hat mir die noch fehlenden vierzig Rand gegeben, und nun gehören die Schuhe mir. Neue Sachen machen eben Freude! Meine Füße werden diese weichen, wunderschönen neuen Schuhe lieben. Und meinem Selbstbewusstsein werden sie auch guttun ...

Als ich endlich an der Reihe bin einzusteigen, muss ich auf-

passen, mir nicht den Kopf an der niedrigen Tür zu stoßen. Und als ich mich durch den schmalen Gang nach hinten schiebe, berührt mein Knie die Hüfte der stämmigen Frau, die immer noch redet – und kaut. Ich frage mich, ob sie für ihre Kinder überhaupt noch Essen übrig haben wird, wenn sie daheim ankommt.

»In der Reihe hinter mir ist noch Platz, Kleine!«, ruft sie mir mit vollem Mund zu, während sie sich ein paar Krümel vom Mund wischt. Dabei klopft sie mir mit ihrer freien Hand freundlich auf den Hintern: »Nun geh mal durch ... nicht stehen bleiben!«

Die Leute im nun fast vollen Minibus reden laut miteinander, einige lachen. Ich bemerke, dass die Finger der kauenden Frau vor mir fettig sind von dem, was immer sie so eifrig in sich hineingestopft hat. Und damit hat sie gerade mein Hinterteil betatscht! Sicher hat es nur gut gemeint, sie klingt so freundlich. Ich will ihr danken, aber dann muss ich doch ein Lachen unterdrücken, halte besser die Luft an und sage erst mal gar nichts.

Sobald ich wieder Luft habe, grüße ich das Mädchen neben mir: »*Molo* – hallo!«

Sie hebt das Taschentuch etwas hoch und schielt mich von der Seite her an: »*Molo* ...« Dann sinkt das Taschentuch wieder an seinen Platz.

Ihr Haar ist lang, tiefschwarz und wunderschön. Es ist kunstvoll an den Seiten geflochten und in der Mitte auf dem Kopf hochgebürstet zu einem Irokesen. Sie trägt ein weißes Hemd mit schmalen Längsstreifen, das sorgfältig in den Bund ihrer hellblauen Skinny-Jeans gestopft ist.

Am liebsten würde ich sie einfach fragen, wie es ihr so geht. Aber ich traue es mich nicht wirklich. So bleibe ich lieber still und bewundere den Teil ihres Gesichts, der nicht vom Ta-

schentuch verdeckt ist, bewundere ihre Schönheit. Jetzt kann ich sogar für einen Moment ihre langen, dunklen Wimpern erkennen.

Das Fahrgeld wird eingesammelt, im vollbesetzten Bus machen das die Fahrgäste selbst, Reihe um Reihe. Ein paar ältere Männer geben ihr Fahrgeld nach vorne zu mir. Jetzt muss ich das Mädchen wieder ansprechen, sie auch um ihre Münzen bitten. Bevor ich das tue, versuche ich mir darüber klarzuwerden, warum sie mir vom ersten Augenblick an aufgefallen ist. Gut, sie sieht klasse aus. Aber deshalb will ich sie ganz bestimmt nicht küssen. Also, was ist es?

Klar, nicht jeden Tag sehe ich ein so tolles Mädchen auf den hinteren Sitzen eines Busses herumhängen, ein Mädchen, das sein Gesicht unter einem Taschentuch versteckt, aber da ist noch etwas anderes – ich spüre, dass sie ein Geheimnis umgibt.

Schließlich berühre ich sie vorsichtig an der Schulter. Erneut hebt sie das Tuch etwas an und schaut mir direkt in die Augen.

»*Yintoni* – was gibt's?« Ihre Stimme klingt irritiert.

Ich antworte nicht gleich. Genauer gesagt, ich bekomme überhaupt kein Wort heraus, bis sich eine Frau von ganz vorne umdreht und uns zuruft: »*Bhatalani emva* – die Leute hinten im Bus müssen noch zahlen.«

»Oh ...«, entgegnet das geheimnisvolle Mädchen neben mir und deutet auf die stämmige Frau direkt vor uns: »Sie bezahlt ...«

Die Frau unterbricht ihr Kauen und schaut vorwurfsvoll nach hinten: »Phelokazi, hast du wieder kein Geld bei dir?«

In meiner ausgestreckten Hand liegt der genau abgezählte Fahrpreis in Münzen: drei mal fünf Rand und drei mal ein Rand. Phelokazi (ich weiß jetzt ihren Namen!) murmelt etwas vor sich

hin und zieht dann einen zerknitterten Einhundert-Randschein aus der Hosentasche.

Sie drückt mir den Schein in die Hand und sinkt wieder zurück in ihren Sitz. Ich gebe den Schein nach vorne. Phelokazi drückt ihr Taschentuch zusammen, als wollte sie den letzten Saft aus einer vertrockneten Zitrone quetschen.

»Da geht mein Erspartes hin ...«, diesmal höre ich, was sie sagt.

Plötzlich wird es still, der Fahrer hat angehalten und die Musik ausgeschaltet. Er wedelt mit Phelokazis Geldschein in der Luft herum und ruft laut und deutlich ärgerlich: »*Yekabani le-mali* – von wem ist der Schein?«

Zuerst sage ich nichts. Der Fahrer dreht sich mühsam um und schaut in unsere Richtung. Selbst die redselige Mutter Phelokazis ist zum ersten Mal still. Ich beiße die Zähne zusammen. Gleich wird es Ärger geben.

»Geben Sie ihn doch einfach zurück«, schlage ich vor und versuche, die Friedensstifterin zu spielen.

»Hör mal, Lady, du darfst niemals, niemals mit so einem großen Schein im Minibus bezahlen!«, belehrt er mich.

»Er gehört mir«, sagt Phelokazi, aber nicht laut genug, der Fahrer hört sie nicht.

Also bin ich wieder dran: »Keine große Sache, wir regeln das.« Ich kann den Fahrer beruhigen und beschließe, Phelokazi die paar Münzen zu borgen, gerade mal sechs Rand.

Das ist doch eine gute Ausrede, um sie wiederzusehen. Sie kann mich besuchen und mir das Fahrgeld zurückbringen. Der Fahrer wirft den Schein nach hinten und kurvt ruckartig zurück auf die Fahrbahn.

»War das von dir, Phelokazi?«, dreht sich die Mutter um, kaut dabei aber schon wieder ungebremst weiter.

»Was macht das schon, Mama?«

»Mein Kind, warum sagst du denn nicht, dass du kein Kleingeld hast?«

»Was hätte das für einen Unterschied gemacht?«, lautet die mürrische Antwort. »Alles, was ich mache, musst du bewerten, alles ist in deinen Augen verkehrt, Mama! Niemals verstehst du mich, niemals ...«

Ich gebe Phelokazi schweigend den Geldschein zurück, während ihre Mutter die abgezählten sechs Rand in Münzen an den Fahrer durchreicht.

»Ehrlich, ich hätte auch für dich bezahlt«, sage ich zu Phelokazi mit einem Lächeln.

»*Nyani* – wirklich?« Zum ersten Mal lächelt sie zurück und ich sehe ihre Grübchen.

Vom Vordersitz kommt noch einmal die verärgerte Stimme ihrer Mutter: »Phelokazi, wir reden, wenn wir daheim sind!«

Eine offensichtlich ebenso verärgerte Phelokazi gibt mit einer abfälligen Handbewegung zurück: »Was auch immer ...«

»*Hayibo* – wie sprichst du denn mit deiner Mutter? Wo ist denn jetzt schon wieder dein Problem?«

Ich kann mich nicht für eine Seite entscheiden. So sehr mich Phelokazi fasziniert, so sehr habe ich auch Sympathie für ihre füllige Mutter, die so voller Leben ist, ja, auch voller Essen.

»Ist ja gut, ist ja schon gut ...«, entgegnet Phelokazi.

So wie die Mutter schaut, ist klar, dass sie noch nicht bereit ist, die Dinge ruhen zu lassen.

»Ich denke nicht, dass es gut ist«, sagt sie, aber ihr Ton ist schon versöhnlicher. Gleichzeitig reicht sie einen *Vetkoek* durch zu Phelokazi, die mir aber mit einer Grimasse deutlich zeigt, dass sie dieses Gebäck überhaupt nicht mag. Aber dann nimmt sie es doch.

»*Enkosi* – danke, Mama.«

Ich denke nicht, dass sie das süße fette Zeug essen mag. Sie hat es nur angenommen, um der Belehrung zu entgehen, wie unhöflich es doch sei, von älteren Menschen angebotenes Essen abzulehnen.

Doch Phelokazis Mutter ist noch nicht fertig. Jetzt muss sich ihre Nachbarin ihre Klagen anhören: »Also dieses Kind! Sie musste unbedingt diese teuren Schuhe für Jungs haben heute, dreimal so teuer wie die hübschen Schuhe für die Mädchen, die sie eigentlich tragen sollte.«

Die Frau neben ihr setzt noch eins drauf mit ebenso lauter Stimme: »Nein, wirklich. Sie sollten nicht auf alles hören, was Ihre Tochter will. Eines Tages wird sie noch zu einem *Tomboy* oder gar *isitabane!*«

Alle roten Lampen leuchten jetzt bei mir auf. Ich weiß, was diese Worte bedeuten. Ich weiß, was sie für mich bedeuten.

Die eine Hälfte des Taxis lacht bei ihren Worten, andere schauen beschämt aus dem Fenster.

Doch dann antwortet Phelokazi, zum ersten Mal so laut, dass auch sie von allen zu hören ist: »Nein, Mama, das ist einfach mein Stil. Es gefällt mir und macht mich glücklich.«

Wow, das kommt nicht oft vor. Eigentlich kommt es so gut wie nie vor, dass jemand etwas sagt, das mich im Innersten berührt. Das mir so nah ist. Diese Phelokazi ... sie etwa auch?

Wie leicht sie es hingesagt hat: »Es macht mich glücklich ...«

So einfach. So wahr. Das ist es doch, was wir alle wollen, oder? Einfach froh zu sein? Glücklich zu sein. Was so oft unmöglich erscheint, aber was ich auch immer wieder versuche. Gemeinsam mit Agnes, meiner Agnes ...

Ich nehme all meinen Mut zusammen, beuge mich etwas dichter an sie heran und flüstere ihr ins Ohr: »He, ich bin, was andere *isitabane* nennen ...«

Ob sie mich gehört hat in all dem Lärm um uns herum? Hat sie meine Worte verstanden?

Sie bewegt sich nicht und antwortet nicht. Schließlich flüstere ich noch: » ... und ich bin froh, heute.«

Endlich lässt sie das Taschentuch vollständig sinken und sagt, ohne zu flüstern, aber auch nicht so, dass es jeder hören kann: »Ich bin einfach nur ein Mädchen. Mehr weiß ich nicht.« Sie schaut ernst.

Dann setzt sie sich aufrecht in ihren Sitz und schaut mir direkt in die Augen: »Hast du keine Lust, mal unsere Mütter zu tauschen, wenn es auch nur für ein paar Monate ist?«

Verrückte Idee. Verrücktes Mädchen, wirklich. Wir brechen beide in Gelächter aus.

»Können wir ja mal drüber nachdenken ...«, entgegne ich, noch immer prustend. »Aber um ehrlich zu sein: Mit meiner Mutter ist es auch nicht immer einfach!« Sie lacht schon wieder los.

Reden wir wirklich über das Gleiche? Über Kleidung? Über schwierige Mütter? Oder vielleicht über etwas viel Wichtigeres – vielleicht über Liebe?

Phelokazi ist geradeheraus – und lässt keinen Raum für Vermutungen: »Wie war es, als du deinen Freundinnen und Freunden davon erzählt hast?«

Sie redet, mit diesem unglaublichen Lächeln im Gesicht. Doch dabei bemerke ich, wie sich eine Träne in ihrem linken Auge gebildet hat. »Du hast ja auch Grübchen!«, lächelt sie jedoch wieder und zeigt auf mein Gesicht.

Sie ist deutlich jünger als ich. Erst jetzt fällt es mir auf. Höchstens vierzehn, oder auch erst dreizehn? Ich kann sie jetzt unmöglich nach ihrem Alter fragen.

In fast zwei Jahren bin ich nach dem Gesetz volljährig ...

kann offiziell machen, was ich will, yeaah! In zwanzig Monaten, drei Wochen und vier Tagen, um genau zu sein.

Kann machen, was ich will? Wer weiß das schon?

Im Grunde will ich gar nicht so viel. Werde ich eines Tages richtig froh, richtig glücklich sein?

Ich weiß noch genau, wie ich war in ihrem Alter oder nur wenig älter. Was habe ich nicht schon überlebt seitdem. Ob es eine Möglichkeit gibt, Phelokazi vor all dem gewalttätigen Zeug zu schützen? Vor all dem brutalen Unsinn der anderen? Sie erscheint mir wie eine jüngere Schwester, so gern würde ich sie beschützen, ihr helfen.

In diesem Moment entsteht meine Idee, für sie aufzuschreiben, wie ich diejenige wurde, die ich heute bin und eigentlich immer schon war. Vom ersten Tag meines Lebens an.

Für sie und andere Kids, Jungen oder Mädchen, die so sind wie ich. Die auf der Suche nach sich selbst sind und auf der Suche nach dem Glück.

Und am wichtigsten: Wie ich Agnes traf. Wie mein Herz explodierte für diese Liebe. Wie andere uns umbringen wollten. Wie wir uns verteidigt haben. Warum es uns noch immer gibt, als Paar. Unsere Liebe, meine Liebe. Stärker als je zuvor. Stark genug?

Eine intensive Wärme steigt in mir auf bei dem Gedanken, meine Geschichte eines Tages mit dem Mädchen neben mir teilen zu können. Mit Phelokazi.

Schon jetzt weiß sie von etwas Entscheidendem: Dass es nicht darauf ankommt, was du anhast, wer du von außen betrachtet bist, sondern um das grundlegende, so warme Gefühl, wenn wir herausfinden, wer wir sind – und uns darüber freuen können. Manche nennen es das Glück.

Lass mich meine Geschichte in dem Dorf beginnen, in dem ich geboren wurde. Vielleicht hast du niemals vorher von *Mpozisa* gehört. Vielleicht merkst du dir schon bald diesen Namen ... und noch vieles mehr.

*Ulungile* – bist du bereit, Phelokazi?



## DAMALS IM DORF

### *Kudala ezilalini*

Ja, es gab ein Leben vor Agnes. Obwohl ich zugeben muss, dass ich mir heute kaum noch vorstellen kann, wie ich ohne sie leben konnte. Davor war ich einfach nur einsam, einsam, einsam ... die Einzige in der Welt mit diesen Gefühlen, diesen Sehnsüchten, diesen Träumen.

Ich hatte keine Wahl. Es ist, wie es ist. Ich bin so, wie ich bin. Die Einzige und so einsam. Bis ich Agnes traf.

Genau deshalb muss ich dir von dieser Zeit davor erzählen. Ich möchte dir mein kleines Dorf *Mpozisa* zeigen, Phelokazi. Du hast noch nie davon gehört? Nicht schlimm ... die meisten haben noch nie von *Mpozisa* gehört.

Kann ich dich bei der Hand nehmen, wenn wir die asphaltierte Straße nach *Dikeni* – der Kleinstadt, die in Englisch Alice heißt – verlassen und der Schotterstraße nach *Mpozisa* folgen?

Siehst du die grünen Akazien überall, so voller Grün, übersät mit kleinen gelben Blüten? Es ist jetzt noch heiß, aber du kannst schon den Regen riechen. Merkst du es? Noch heute wird es regnen. Das geschieht oft im Sommer. Ein herrlicher Duft, beinahe betäubend. Die Frösche kommen heraus, noch bevor der Regen beginnt. Hörst du sie quaken?

Und hier sind wir ... meine Kusine Nolu und ich. Sie ist schon fast sechzehn, ich bin gerade elf geworden. Kannst du uns sehen, Phelokazi, wie wir dem gewundenen schmalen Pfad über mehrere Hügel folgen, um aus dem Wald heimzukehren?

Es fällt mir nicht leicht, mit dem schweren Bündel Brennholz auf dem Rücken zu laufen. Sie hat versprochen, mich beim Tragen abzulösen. Aber als ich echt nicht mehr kann und das schwere Bündel vor mir auf dem Weg absetze, lacht sie einfach nur und rennt davon.

»*Yima* – warte, Nolu! Du bist dran. Du hast es versprochen!«, rufe ich ihr voller Wut hinterher und werfe ihr einen meiner Flipflops nach. Aber sie lacht nur und läuft nur noch schneller auf Oma *Makhulus* einfache Hütte zu.

Ich ziehe meine Flipflops wieder an und schultere erneut das schwere Brennholz. Was soll ich auch tun? Natürlich komme erst viel später zuhause an als sie. Ich werde trotzdem kein Wort zu Oma sagen, weil sie sich sonst nur noch mehr Sorgen macht. *Makhulu* ist ein guter Mensch und hat schon genug Kummer. So ist das also mit Nolu, meiner älteren Kusine Nolutkhulu, die jeder nur Nolu nennt.

Damals, als ich elf war, hatte Vater uns schon sechs Jahre zuvor verlassen, um Arbeit in *iKapa*, Kapstadt, zu suchen. Mama folgte ihm zwei Jahre später und nahm meine ältere Schwester Asanda mit. Warum Asanda und nicht mich? Ich wünschte, ich wüsste es.

Einmal sagte Nolu zu mir: »Asanda kann immerhin schon ein wenig mithelfen. Du bist einfach noch zu klein, ein *intombi encinci* – jemand, auf den man dauernd aufpassen muss.«

Ich glaube Nolu kein Wort. All die Jahre bin ich fest davon überzeugt, dass ich eines Tages Asanda und meine Eltern wiedersehen werde, und dann kann ich sie selbst fragen.

Immerhin kamen Mama und *Tata*, wie er bei uns nur hieß, am Anfang noch zu Weihnachten zu Besuch. Aber auch das hörte auf und letzten Dezember war es das dritte Mal, dass sie nicht gekommen sind. Auch meinen Geburtstag feierte ich nur mit *Makhulu* und Nolu, die aber meist anderes im Kopf hat, vor allem Jungs, Tag und Nacht – eigentlich immer nur Jungs.

Am Anfang sandten meine Eltern noch ab und zu *imali* – Geld, niemals mehr als fünfhundert Rand, aber immerhin. Doch auch das hat aufgehört.

*Makhulu* hat ein hartes Gesicht, niemals sah ich sie lächeln. Aber unter der steinernen Oberfläche ist irgendwo ein Herz aus Gold. Immer wenn sie einmal im Monat ihre bescheidene Rente abholte, brachte sie etwas Leckeres mit, zuerst für Nolu und mich, etwas, das wir wirklich mochten ... manchmal sogar eine kleine Tafel Schokolade. Und nur selten brachte sie etwas für sich mit, ihr Lieblingsessen *intlanzi* – frischen Fisch. Oma liebt gebratenen Fisch!

»Mein Vater, euer *Tamkhulu*, war Fischer, ein erfolgreicher«, sagte sie dann oft, während der Fisch in der Pfanne brutzelte. Ich mag den Geruch. Den Geruch von gebratenem Fisch kann man noch Tage später in der Hütte riechen. Selbst wenn du nur noch trockenes Brot übrig hast, kannst du noch immer das Brot essen und den Fisch zumindest riechen.

So sehr ich *Makhulu* achtete, so viel stritt ich mit Nolu. Meist benahm sie sich, als wäre sie meine ältere Schwester. Aber das ist sie nicht, niemals. Keine hätte jemals Asanda ersetzen können. Okay. Nolu war älter als ich, fast sechs Jahre ... bald war ihr siebzehnter Geburtstag, woran sie uns fast jeden Tag erinnerte.

Immer wieder sagte sie mir, dass ich ihr mit Respekt begegnen und sie *Sisi* nennen sollte. Aber mit sechzehn, noch nicht

mal siebzehn war sie doch noch gar nicht so alt. Eigentlich ging es ihr nur darum, mich herumzukommandieren. Dass wir uns nun auch noch ein Bett teilen mussten, seit das alte von Mama zusammengebrochen war, machte es auch nicht wirklich einfacher.

Und hier ist eine ihrer hundert Jungensgeschichten. Es ging damals um einen, der Mpumeli hieß:

Es ist noch früher Abend. Oma hat gerade mit uns das Abendgebet gesprochen. Die Sonne geht unter und die letzten Strahlen scheinen durch das staubige Fenster, in dessen oberem Teil das Glas gesprungen ist und das unten schlicht mit Pappe repariert ist. Das letzte Licht wirft lange Schatten in unseren kleinen Raum. Gleich wird es dunkel sein.

Nolu genießt es, ihre langen schlanken Beine mit Kakaobutter einzureiben. Ihre schmalen Finger cremen dabei sorgfältig jedes Fleckchen ihrer Beine ein, auf und ab, herauf und wieder nach unten.

Plötzlich unterbricht sie ihre Schönheitspflege und schaut mit dramatischem Augenaufschlag zur rissigen Decke von Omas Hütte: »Love is in the air, Baby ...« »Was meinst du?«, frage ich, überhaupt nicht neugierig, einfach nur, um was zu sagen.

Nolu lehnt sich über meine Schulter, ihre weiche Haut streicht über meinen Arm.

»Ich gehe zu Mpumeli«, flüstert sie mir ins Ohr.

»Okay ... viel Spaß«, entgegne ich so gelangweilt wie möglich.

»Sei nicht albern, Nana, heute ist es ein echtes Abenteuer. Diesmal werde ich in der Nacht zu ihm gehen. Ich habe Mpumeli versprochen, nach Einbruch der Dunkelheit zu kommen.« Und nach einer Pause: »Wenn *Makhulu* schläft!«

Aber ich reagiere noch immer nicht.

Ich spüre ihren warmen Atem an meinem Ohr: »Du weißt, was ich von dir will, nicht wahr?«

»Keine Ahnung«, sage ich. Ich weiß, es wird Ärger geben.

Langsam wird sie ungeduldig: »Mann, du weißt genau, dass Oma jeden Abend Tür und Fenster verschließt, sogar doppelt.«

»Klar, das muss sie tun ... schließlich sind nur wir zwei Mädchen hier mit ihr in der Hütte«, sage ich und kann einen spöttischen Blick nicht unterdrücken.

»Und genau hier kommst du ins Spiel, liebe Nana. Du musst am frühen Morgen unser Zimmerfenster für mich öffnen, damit ich ungesehen hineinschlüpfen kann.«

Normalerweise sagt Nolu niemals »liebe Nana« zu mir, nur wenn sie etwas will.

Nana ist die Kurzfassung meines Namens »Nanase«, den ich von *Makhulu* bekommen habe, wie mir Mama mal erzählt hat. Eigentlich ist der Name gar nicht schlecht und Oma hat es bestimmt gut gemeint – er bedeutet: »die Kleine, die lächelt«. Aber je älter ich werde, desto weniger mag ich die Langfassung. Ich bin nicht mehr klein und ich lächle auch nicht viel. Normalerweise nennt mich Nolu Nanase. »Liebe Nana«, ganz klar, Nolu will etwas von mir.

»Oh nein, lass mich da außen vor, Nolu!«, entgegne ich schließlich.

Als hätte sie mich nicht gehört, beginnt Nolu sich jetzt für ihr »Abenteuer« anzuziehen. Sie beginnt mit ihrem pinkfarbenen Slip, ihrem besten. Während ich ihr zuschaue, denke ich bei mir: Oma mag mich und vertraut mir. Ich habe keine Lust, hinter ihrem Rücken für Nulus Jungsgeschichten geradezustehen. Jetzt auch noch in der Nacht!

Doch Nolu ist fest entschlossen.

»Und wenn dir etwas passiert, allein in der Nacht?«, versuche ich sie aufzuhalten. Ich werde zunehmend nervös.

»*Uyoyika* – hast du etwa Angst? Keine Angst, kleine Schwester. Mach einfach nur genau das, was ich dir sage.« Dabei quält sie sich in ihre viel zu engen Jeans, sicher sind sie zwei Größen zu klein für sie.

Ich habe so was von genug von ihr. Ich kann diesen Unsinn nicht mehr hören. Ich ziehe mich aus und schlüpfte auf meiner Seite des Betts unter die Decke. Nolu legt sich auf ihre Seite unter die Bettdecke, vollständig angezogen.

»Warum gehst du nicht am Tag zu Mpumeli?«, brumme ich.

»Es reicht einfach nicht, wenn wir uns nur am Tag sehen. Ich werde es dir erklären, wenn du älter bist, vielleicht nächstes Jahr nach deinem zwölften Geburtstag.«

»Ich bin alt genug, und du bist nicht meine große Schwester!«, protestiere ich.

»Ssshhh, du bist noch viel zu jung ...«, sagt sie mit unterdrückter Stimme und hält mir die Hand vor den Mund.

Ihre Hand fühlt sich kalt auf meinem Gesicht an. Inzwischen ist es völlig dunkel. Ich höre, wie sich Schritte nähern und jemand in unser kleines Zimmer kommt. *Makhulu* überprüft unser Fenster und geht wieder hinaus, ohne ein Wort zu sagen, bevor sie die Tür von außen leise schließt.

»Kann sein, dass sie nach Mitternacht noch mal nachschaut«, meint Nolu leise, während sie aufsteht. Der Mond sendet sein mattgelbliches Licht in unseren Raum. Ich kann schemenhaft erkennen, wie Nolu eine von Mamas alten Decken aus dem großen Koffer nimmt.

»Hier ...«, sie rollt die Decke der Länge nach zusammen und stopft sie auf ihrer Seite des Betts unter das Laken. »Siehst du, das bin ich ... nur für alle Fälle.«

Als sie den alten Fensterrahmen öffnet, gibt es ein quiet-schendes Geräusch. Schnell lässt sie sich auf den Boden fallen und kriecht unter das Bett. Dort wartet sie bewegungslos, ob *Makhulu* etwas gehört hat und nachschauen kommt. Wir warten und warten, nichts geschieht. Endlich kommt Nolu wieder hervor und geht erneut zum Fenster.

Auch ich stehe jetzt auf und gehe auf Zehenspitzen zu ihr: »Ich kann das nicht tun. *Makhulu* wird uns beide schlagen, sie wird furchtbar wütend auf uns sein«, flüstere ich in ihr Ohr.

Nolus Stimmung ist jetzt deutlich gereizter: »Halt die Klappe, du verschwendest nur meine Zeit.«

Sie schubst meine Hand weg und schleicht noch einmal zum Schrank zurück.

Als sie wiederkommt, muss ich meine Hand ausstrecken. Nolu presst ein paar Tropfen ihrer Lotion auf meine Handfläche: »Streich das auf die Scharniere, bevor du das Fenster wieder zumachst. Dann wird es nicht mehr quietschen.«

Ich weiß nun endgültig nichts mehr zu sagen. Nolu hat die Kontrolle über die Situation gewonnen.

»Ich kann meinen Mann nicht länger warten lassen ...«, ist das Letzte, was ich noch von ihr höre, bevor sie ohne ein weiteres Geräusch aus dem Fenster klettert. Sie nennt Mpumeli also »ihren Mann«. So ein Unsinn, er ist noch keine achtzehn, sicher noch kein richtiger Mann.

Artig streiche ich die Lotion auf die Scharniere. Der verrostete Rahmen schließt nun tatsächlich leise. Oma wird nichts merken, falls sie tatsächlich noch einmal mitten in der Nacht kommt. Am frühen Morgen muss ich nur rechtzeitig aufwachen, um Nolu hereinzulassen, bevor *Makhulu* uns wecken kommt.

Ich kann jetzt auch nichts mehr ändern, denke ich. Mitgefangen – mitgegangen. Aber ich werde mich nicht noch einmal

übrerrumpeln lassen. Das steht fest. Irgendwie falle ich wenig später tatsächlich in Schlaf ...

»*Amantomba zana, mawavuke* – Mädchen, aufwachen!« Es ist Omas raue Stimme, die aus dem vorderen Teil der Hütte kommt und mich aus dem Schlaf aufschrecken lässt.

Augenblicklich ist mir klar, was passiert ist, obwohl meine Arme selbst jetzt noch um die blöde Deckenattrappe geschlungen sind. Mein Herz klopft bis zum Hals. Was muss ich jetzt als Erstes tun? Wo ist Nolu?

Nervös springe ich aus dem Bett und laufe zum Fenster. Erleichtert erkenne ich draußen ihre dunklen Locken, direkt unter dem Rahmen. Sie selbst kniet auf der harten Erde, ihr Körper gegen die Lehm-mauer der Hütte gepresst.

»*Sibanxa somntana* – du bist so blöd ...«, flüstert sie, als sie mich sieht.

»*Khawuleza* – schnell, komm rein«, antworte ich ebenso leise. »Oder soll ich dich lieber draußen lassen, bis *Makhulu* kommt?«

Nolu wirft mir einen erstaunten Blick zu. Solch selbstbewusste Töne ist sie nicht gewöhnt von mir.

Es ist tatsächlich komisch, sie so unter mir zu sehen, kniend. Außerdem sieht sie überhaupt nicht glücklich aus. Keine Liebe mehr in der Luft?

»*Suka* – hau ab«, murmelt sie, während sie endlich mit offensichtlich steifen Knochen hereinklettert.

Beinah stolpert sie, als sie endlich drinnen ist. Ich habe beide Hände in die Hüften gestemmt und beobachte sie. Nolu ignoriert mich und zieht sich schnell um, so dass sie nun ihre Pyjamahosen und ihr T-Shirt für die Nacht trägt.

Dann öffnet Nolu die Zimmertür und grüßt draußen Oma,

als wäre nichts geschehen. Inzwischen ziehe ich mich an. *Makhulu* sitzt schon auf der Veranda, mit ihrer ersten Tasse Tee.

»*Molo, Makhulu* – Morgen, Oma!«

»*Molo, mntanam* – Morgen, mein Kind, hast du gut geschlafen?«

»*Ewe, Makhulu* – ja, Oma, gut.«

Auf dem Weg zurück ins Zimmer treffe ich mit Nolu in der Tür zusammen.

»*Uyaphi* – wohin gehst du?«, frage ich sie.

»Nirgendwohin ... ich mache mir Frühstück«, antwortet sie grimmig.

»Kannst du mir auch Frühstück machen, Nolu?«

»*Haybo* – bist du verrückt geworden?«, fährt sie mich wütend an.

Seit damals, als mich Mama und Asanda verlassen haben, spüre ich zum ersten Mal, dass eine Grenze erreicht ist. Ich bin Nana, ein Mensch, nicht der letzte Dreck. Ich bin Nana, keine Sklavin von Nolu. Ich bin Nana, ich bin Nana ... und plötzlich weiß ich, was ich zu tun habe.

»Nolu, ich will eine Tasse Tee und Brot, eine Scheibe!« Ich sage es mit einer Stimme, die keiner von uns jemals zuvor gehört hat. »*Ngoku* – jetzt sofort!«

Einen Moment fürchte ich, dass ich Nolu nur imitiere. Wie sie mich den ganzen Tag herumkommandiert: Nana, abwaschen! Nana, mach das Bett! Nana, hol Wasser! Genug ... nicht heute Morgen.

Ich bin mir nicht sicher, ob Nolu schon wirklich kapiert hat, dass ich seit heute keine Angst mehr vor ihr habe.

»Einen Tee und eine Scheibe Brot – mit Marmelade, Nolu!«

Es ist nur zu deutlich, dass sie kaum glauben kann, was hier geschieht.

»Du wirst mich nicht mehr herumschubsen«, füge ich noch hinzu.

»*Ntoni* – was?«, ist alles, was sie herausbekommt.

Jetzt ist der richtige Moment, alle Karten auszuspielen: »Wenn nicht, werde ich Oma erzählen, wo du letzte Nacht warst.«

»Das wirst du nicht!«

»Doch, das werde ich!« Und nach einer kurzen Pause: »Du kannst es ja ausprobieren ...« Ich schaue ihr direkt in die Augen.

Das gab es noch nie, sage ich mir. Jetzt oder nie! Nolu schüttelt ungläubig den Kopf. Dann tut sie so, als wäre es keine große Sache, und bewegt sich langsam in Richtung Küche.

»Was machst du da?«, hören wir beide *Makhulus* ahnungslose Stimme von der Veranda.

»Ich mache Tee ...«, murmelt Nolu.

»*Nceda*, Nolu – bitte, mache mir auch eine Tasse, ja?«, ruft Oma zurück.

Am Ende brüht Nolu drei Tassen Tee. Und für mich bringt sie eine Scheibe Brot mit Marmelade.

Mpumeli muss sich glücklich schätzen, eine Freundin zu haben, die so attraktiv ist wie Nolu und ihm so gehorcht, denke ich bei mir. Wahrscheinlich macht sie noch viel mehr für ihn. Eine Sekunde tut mir Nolu beinahe leid.

Ich denke daran, wie sie vorhin auf der Erde unter dem Fenster kniete, gegen die Lehmwand gedrückt, als es noch ziemlich kalt draußen war. Und von Mpumeli keine Spur.

Schließlich stellt sie die Tasse vor mich hin. Sie scheint nicht mehr wütend zu sein.

»War Mpumeli nicht nett zu dir letzte Nacht?«, frage ich so leise, dass *Makhulu* nichts hören kann.

Erst sagt Nolu nur: »Geht dich gar nichts an ...« Aber dann

schaut sie mich an und antwortet mit einer ungewöhnlich sanften Stimme: »Nein, war er nicht ...«

Fast hätte ich sie umarmt. Aber besser nicht gleich. Vielleicht ein anderes Mal.

Es tut so gut, für sich selbst stark zu sein. Phelokazi, kennst du das Gefühl?

Das ist die eine Geschichte, die ich dir von damals erzählen wollte. Als ich noch ganz allein war. Noch ohne Agnes.

Die zweite Geschichte geschah etwa drei Jahre später. Da war ich schon vierzehn.

Wieder ein Morgen, aber Nolu ist schon fort, um auf das Baby einer Freundin aufzupassen. Die ist eine der wenigen Glücklichen, die in unserer Gegend eine Arbeit gefunden hat, auf einer der Farmen. Das gemeinsame Frühstück haben wir schon hinter uns.

Mir fällt auf, dass *Makhulu* ihr bestes braunes Kleid anhat und ihre *Otomi bakhe* trägt – ihre flachen schwarzen Lieblingsschuhe. Das macht sie nur, wenn sie unser Dorf verlässt, um etwas Wichtiges zu erledigen.

»Wohin willst du, *Makhulu*?«

»*Yindodla namblanje* – ich muss meine Rente abholen«, antwortet sie mit aufgeregter Stimme. »Bitte komm mit, Nana, *mntanam* – mein Kind.«

Früher, als noch alles gut war, als Mama und Asanda noch hier waren, ist Oma immer mit meiner älteren Schwester gegangen. Asanda konnte jeden verjagen, der es auf ihre Rente abgesehen hatte.

Nicht weil Asanda so stark gewesen wäre – war sie gar nicht –, sondern weil sie so laut und vor allem schrill schreien konnte,

dass selbst die jungen Männer, die sich manchmal abends am Fluss trafen und oft Messer bei sich hatten, beide in Ruhe gelassen hätten. Ich wette, die wären sogar weggelaufen, und *Makhulu* und Asanda hätten in Ruhe und unbelästigt nach Hause gehen können.

Nun hatte Oma mich gebeten, sie zu begleiten. Aber ich konnte nicht halb so gut schreien wie Asanda. Mir war klar, dass mir eine wichtige Lektion bevorstand, auch wenn ich noch nicht wusste, wie sie aussehen würde.

Aber natürlich würde ich *Makhulu* niemals im Stich lassen. Und so beginnt die zweite Geschichte von damals, an einem Morgen, der besonders heiß war. Der Sommer hatte schon begonnen.

Nachdem wir die Ziegen und Schafe herausgetrieben haben, verlassen wir zusammen die Hütte.

Oma geht voran, in großen Schritten, die Hände auf dem Rücken gefaltet. Noch immer benutzt sie keinen Stock.

Ich laufe ihr einfach hinterher.

Als wir etwa eine Stunde später beim Markt ankommen, haben die Fleischhändler am Zaun gerade ihre langen Stände aufgebaut. Ihnen gegenüber, auf der anderen Straßenseite, bieten Bauersfrauen ihre bunten Früchte an.

Außerhalb der Halle erkennen wir mehrere Männer, sie haben schwarze Uniformen an und halten Maschinengewehre in den Händen. Ein gepanzerter Geldtransporter hat vor dem Haupteingang der Halle gleich gegenüber dem Markt geparkt. Einige der Männer tragen dunkle Sonnenbrillen. Aber auch die ohne Sonnenbrillen sehen uns nicht an. Sie schauen in verschiedene Richtungen, sie lächeln nicht, sie sagen kein Wort.

Drinne haben sich schon lange Schlangen gebildet. Gut, dass wir so früh gekommen sind. Die meisten alten Leute haben bereits ihre grünen Ausweise in der Hand. Einige schwatzen

miteinander, andere sind sichtlich erschöpft. Viele kommen sogar noch von weiter her als wir.

»*Makhulu* – hast du deinen Personalausweis dabei?«

Sie schaut mich an und nickt. Oma redet heute nicht viel. Ich weiß nicht, warum sie jetzt so still ist, denn normalerweise erzählt sie gern alte und neue Geschichten aus ihrem Leben, am liebsten erzählt sie die alten.

Stattdessen holt sie nun mit einer Hand ihren Ausweis unter ihrem Büstenhalter hervor. Ich schäme mich immer, wenn sie das tut. Aber sie macht das überall, auch in der Bank, auch wenn alle Bankangestellten sie dann anstarren.

Endlich erreichen wir den Anfang der Warteschlange. Ich lasse sie allein mit der Frau reden. Dann kommt sie mit dem Bargeld in der Hand auf mich zu. Ihr Zeigefinger hat einen schwarzen Tintenfleck als Zeichen, dass sie ihr Geld bereits erhalten hat. Ich erwarte eigentlich, sie jetzt erleichtert und glücklich zu sehen. Aber das Geld scheint *Makhulu* heute überhaupt nicht froh zu machen.

»*Apha ngena* – komm hier rein«, sagt sie zu mir und geht voran zu einer der Damentoiletten. Ich folge ihr.

»Zähle das Geld für mich, Nanase«, bittet sie und reicht mir das dünne Geldbündel. Sie benutzt meinen vollständigen Vornamen nur, wenn sie etwas sehr ernst meint. Ich beginne zu zählen. Dann noch mal, um ganz sicher zu sein.

»Eintausend und sechzig Rand, *Makhulu*.«

»Danke, mein Kind. Gib mir bitte vierhundert davon. Die muss ich einem *mashonisa* – einem Geldverleiher – gleich hier zurückgeben, weil wir sonst Ärger bekommen.«

»Was, so viel – einem solchen Geldhai?«, frage ich erschrocken. Oma nickt, und ich befeuchte meinen Daumen, um korrekt zu zählen.

»Steck deinen Finger nicht in den Mund, wenn du Geld anfasst, Nanase«, weist Oma mich zurecht. »Geld ist schmutzig.«

»*Ewe, Makhulu* – ja, Oma.«

»Ich muss auch noch hundert Rand an den *Spaza Shop* zahlen.«

So bleiben gerade noch fünfhundertsechzig Rand in meiner Hand. Ich gebe sie Oma, und sie versteckt das Geld wie immer mit dem Ausweis zusammen in ihrem Büstenhalter.

Dann gehen wir in Richtung des Zauns, wo ein silberfarbener Geländewagen auf dem Gras parkt. Das Auto hat dunkel gefärbte Scheiben. Oma sagt, dass wir auf der Fahrerseite warten müssen. Langsam öffnet sich die Autotür.

Ein großer Kerl im Anzug stellt einen Fuß in einem braun glänzenden Lederschuh auf den Boden. Der Mann ist wirklich sehr groß. Jetzt erst schaue ich in sein Gesicht und sehe, dass seine Nase missgebildet ist. Eigentlich hat er nur noch eine halbe Nase. Er tut mir leid. Bestimmt wurde er als Kind oft gehänselt.

*Makhulu* grüßt ihn höflich und gibt ihm das abgezählte Geld. Er nimmt das Geld und faltet es zusammen. Dann schaut er zu mir, zu *Makhulu* und wieder zu mir.

»Ist das wirklich alles?«, fragt er unfreundlich.

»Ja«, Oma reicht ihm noch eine Fünfrandmünze. »Das sind die fünfzig Prozent«, fügt sie hinzu. Will sie ihn provozieren oder hat sie wirklich keine Ahnung?

»Öffne die Hand!«, schreit er plötzlich los. Im ersten Moment denke ich, dass er *Makhulu* meint.

Aber dann wiederholt er seinen Befehl, während er mich anschaut: »Ich sagte, öffne deine Hand!«

Als ich es tue, wirft er die Münze hart auf meine Handfläche. »Dieses Blech kannst du behalten, das ist Taschengeld für Kinder«, schreit er erneut *Makhulu* an.

»Sie haben keinerlei Anstand, junger Mann«, verteidigt sie sich mutig. »Redet man so mit einer alten Frau?«

»Versuche bloß nicht, schlau zu sein, Oma. Ich will meine fünfzig Prozent. Fünfzig Prozent von vierhundert ist zweihundert. Du schuldest mir sechshundert Rand!«

»*Hayibo* – Sie können doch nicht all mein Geld nehmen!«, zum ersten Mal schreit nun *Makhulu* in gleicher Lautstärke zurück. Ich sehe, wie ihre Hände zittern.

»Ja, ich kann! Du schuldest mir das Geld! Her damit – sofort! Du verschwendest meine Zeit!«, schreit er weiter, während er *Makhulus* dünnen Arm gepackt hat und sie schüttelt.

Keinerlei Mitleid mehr für diesen Kerl! Ein echter Hai mit scharfen Zähnen, der armen Leuten Geld borgt, um dann ein Vielfaches zurückzufordern.

Endlich kann sich Oma aus seinem Griff befreien. Sie nimmt alle Scheine aus ihrem Büstenhalter und reicht sie mir.

»Gib ihm die zweihundert Rand, Nanase!«, sagt sie und reibt ihren Arm.

Der Hai hat Oma wehgetan und ich habe nur zugeschaut. Wenn Asanda hier gewesen wäre, hätte sie zumindest geschrien, und es wäre nicht so weit gekommen. Sie hätte geschrien, als wenn jemand sie ermorden wollte.

Von den verbliebenen fünfhundertundsechzig Rand zähle ich zweihundert ab.

Aber ich weigere mich, sie diesem brutalen Kerl zu geben: »Nein, *Makhulu*, das ist das letzte Geld für den ganzen Monat!«

Ich überlege, wie weit ich wohl käme, wenn ich jetzt einfach wegrennen würde.

Bevor ich eine Entscheidung treffen kann, reißt der Hai zwei große Scheine aus meiner Hand. »Du solltest deiner Mutter mal Prozentrechnen beibringen!«, meint er höhnisch zu mir.

»Das ist nicht meine Mutter. Es ist eine alte Frau, die nur einmal im Monat ein bisschen Rente bekommt ...« Ich hasse ihn so und weiß immer noch nicht, was ich machen soll. Kein bisschen Mitleid habe ich mehr mit ihm wegen seiner hässlichen Nase. Vielleicht ist das eine Strafe für das, was er alten Leuten antut.

Ich muss aufpassen, nicht zu heulen. Bloß keine Tränen! Ich wünschte, ich wäre richtig stark. Einmal werde ich stark sein. Für *Makhulu*, für mich. Schließlich zieht mich Oma weg von dem Wagen, in den der Kerl längst wieder eingestiegen ist.

»Wir gehen heute nicht mehr in die Stadt«, sagt Oma, als wir in Richtung eines Ladens hier in der Nähe gehen. Ich weiß, dass der Rest von dreihundertsechzig Rand nicht genug ist, um in *Dikeni* einzukaufen.

»*Ewe, Makhulu* – ja, Oma«, stottere ich nur.

Ich mache mir solche Sorgen um sie. Ich bin so wütend auf den Hai. Aber ich bin auch wütend über mich selbst. Warum habe ich *Makhulu* nicht besser verteidigt? Ich fühle mich dumm und hilflos und wünschte, ich könnte ihr eine ganze Tasche voller Geldscheine schenken.

Ein Monat später. Als ich von der Schule heimkomme, höre ich Singen. *Makhulu* singt ihre Lieblingshymne »*Noyana ... noyana phezulu?* – Wirst du gehen ... wirst du gehen ... in den Himmel?«

Nolu singt mit. Sie singt die Oberstimme zu Omas tiefen Tönen. Wunderbare Harmonie. Ich höre ihnen zu und denke: Das ist so schön!

Oma setzt sich auf die Veranda vor ihrer Hütte. Sie summt die Melodie des Liedes, das sie gerade gesungen hatten, und lässt den Kopf hängen.



»*Bazukulwana bam* – meine Enkelkinder, es tut mir so leid ...«, ihre Stimme ist so heiser wie noch nie.

»*Yintoni* – was ist denn, *Makhulu*?«, frage ich zutiefst besorgt.

Aber sie lässt zunächst nur den Kopf noch tiefer hängen. Hat der Geldhai ihr erneut gedroht?

Dieses Mal fragt Nolu nach: »*Makhulu*, bist du okay?« Ich sehe, dass sie genauso Angst um Oma hat wie ich und sicher jetzt einmal alle Jungs vergisst.

Schließlich hebt *Makhulu* langsam den Kopf und schaut Nolu und mich an: »Ich schaffe es nicht mehr, für euch zu sorgen. Ich werde deine Mutter in *eGoli* anrufen, *Nolukhulu*, und sie bitten, das Fahrgeld für den Bus zu ihr zu bezahlen. Mit deinen Eltern, *Nanase*, habe ich schon gesprochen. Sie stimmten beide zu, dass die Zeit gekommen ist, wieder bei ihnen zu wohnen.«

Ich sage nichts, nachdem Oma diese unglaubliche Nachricht mit uns geteilt hat. Nur langsam kann ich aufstehen. Ich werfe mich auf Nolu und mein Bett, vergrabe mein Gesicht in einem Kissen und bleibe dort lange Zeit stumm liegen.

Immer dachte ich, wie froh ich wäre, wenn ich endlich Mama und *Tata*, aber vor allem auch *Asanda* in die große Stadt würde folgen können und bei ihnen leben. Aber zu meiner Überraschung bin ich voller Traurigkeit, so traurig darüber, *Makhulu* hier allein zurückzulassen. Zu alt, sich verteidigen zu können, wenn es sein muss. Zu alt, um auf Dauer für sich selbst sorgen zu können.

*Makhulu* hat sich all die Jahre um Nolu und mich gekümmert ... wer wird sich um sie kümmern?

Weißt du, *Phelokazi*, mir wurde dies alles erst richtig klar, als ich schon im Bus in Richtung *iNtshona Koloni* – dem Westkap –

saß: Wirklich reich sind wir nur, wenn wir für jemanden sorgen und jemand sich um uns sorgt. Nicht reich im Geldbeutel, aber reich im Herzen. Ich wusste, dass ich *Makhulu* immer vermissen würde.

Und ich war überzeugt, dass ich eines Tages jemand finden würde, für den ich einmal in meinem Leben sorgen würde.

Egal wie viel Geld ich dann haben werde. Ich werde einmal reich sein, reich im Herzen.